

Alexandre Herculano

Sagen und Erzählungen Band II



Die Einfahrt nach Granville

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort des Übersetzers

Die Dame Ziegenfuß **Ballade eines Spielmannes** **(XI. Jahrhundert)**

Erster Gesang

Die Dame Ziegenfuß entflieht mit ihrer Tochter

Zweiter Gesang

Im Bau der Wildeselin

Dritter Gesang

D. Inigo sucht seine Mutter auf

D. Diogo wird aus seinem Käfig befreit

Der Schwarze Bischof **(1130)**

Der Hieb D. Affonso Henriques ´ wird abgewehrt

Anmerkung

Der Tod des Schlachtenhelden **(1170)**

Der Tod des Schlachtenhelden

Der Dorfpfarrer **(1825)**

Prolog

I. Das Dorf und das Presbyterium

Der Dorfpfarrer auf seiner Ruhebänk

II. Priesterliche Nachtwachen

Die Stärkungszeremonie

Bruder Timotheo bei der Predigt

III. Eine Entgleisung

IV. Dieses und Jenes

V. Ein patriotischer Exkurs

VI. Bartholomeu da Ventosa

Gabriel beim Läuten der Glocken

VII. Tantaene Animis

„Laßt die Traube anwachsen, Jungs!“

VIII. Ruhm und Ehre dem Pater Prior!

Gabriel, der unverhoffte Zeuge, lauscht...

Von Jersey nach Granville

(1831)

Die Passagiere auf dem Achterdeck

Das Einlaufen in Granville

VORWORT des ÜBERSETZERS

Jedes Buch sollte von seinem Autor, auch wenn er „nur“ der Übersetzer (Nachdichter) der Gedanken anderer ist, ein Geleitwort auf den Weg mitbekommen: denn lange genug war es das verhätschelte Kind seines Erzeugers, das sich nun, einem flügge gewordenen menschlichen Sprößling nicht unähnlich, auf den Weg in die „Freiheit“ aufmacht und sich dem Urteil fremder Augen zu stellen hat.

Auch wenn dieses Buch der zweite Band von *Lendas & Narrativas* (Sagen und Erzählungen) ist, für den natürlich auch die Vorworte seines älteren Bruders Gültigkeit haben, möchte ich in Anbetracht der Tatsache, daß auch im menschlichen Dasein Geschwister oder selbst Zwillinge oft getrennt werden, hier einige Worte wiederholen, auf die Gefahr hin, daß mir Leser beider Bücher vorwerfen könnten, ich würde Redundantes schreiben. Aber die in beiden Bänden eingeschlossenen Erzählungen sind auch so unterschiedlich – von der märchenhaften Erzählung bis zum ausgewachsenen historischen Roman reichend – daß auch einiges Neues hinzugefügt werden kann und muß.

Zunächst einmal möchte ich die Leser darauf aufmerksam machen, daß alle diese Geschichten ursprünglich als eigenständige und abgeschlossene *Essays* konzipiert waren, Essays in dem Sinne, daß Herculano, als Vorreiter neuer Literaturgattungen in Portugal, sich an Neues heranwagte und mit neuen Formen und Inhalten experimentierte, die es vorher in der portugiesischen Literatur nicht gegeben hatte, für die es also keine Vorbilder gab; diese Geschichten wurden dann in monatlich erscheinenden Zeitschriften wie dem „*O Panorama*“ in Fortsetzungen publiziert, so wie es damals in ganz Europa üblich war – man denke nur an die Romane Balzacs, für die dieser immer erst sehr spät und nur

unter äußerster Zeitnot das nächste Kapitel in die Redaktion bringen konnte, auf das das Publikum und der Herausgeber schon begierig beziehungsweise entnervt warteten. Erst sehr viel später faßte Herculano diese Erzählungen in diesen beiden Bänden zusammen, um - wie er es selbst begründete - sie vor dem Vergessen zu bewahren, das ihnen, als in vereinzelt erschienenen Zeitschriften erschienenen Publikationen, sonst zweifellos gedroht hätte. Auch aus diesem Grund wird der Leser in den Geschichten gewisse „Lieblingsthemen“ oder Motive Herculanos - in etwas abgeänderter Form zwar - aber doch „kumuliert“ erscheinen sehen. Diese Art der Edition, die es Herculano auch ermöglichte, zeitnah auf Ereignisse und Polemiken um ihn herum zu reagieren, ist sicherlich auch daran „schuld“, daß Herculano die Gelegenheit beim Schopf ergriff und seine Polemiken an passenden Stellen in seine Geschichten einflocht.

Mit der Akklamation durch seine Leserschaft, die hierin nicht nur eine gewisse Rache für die in zeitgenössischen englischen Publikationen auftretende Häme erblickte, sondern sicher auch den rechtfertigenden „Redeschwall“ des Autors genoß, konnte Herculano sicher rechnen.

Auch wenn im Italienischen die griffige Floskel: „*Traduttore, traditore*“, derzufolge der Übersetzer gleichzeitig auch ein Verräter [am Autor und seinen Absichten] sein soll, ein fast geflügeltes Wort ist, habe ich mir auch in diesem Band wieder das Prinzip zu eigen gemacht, die Lesbarkeit der Übersetzung über das extreme „Kleben“ an der Vorlage des Originaltextes zu stellen. Die Leser des vorigen Bandes haben mir bestätigt, daß das „Lesevergnügen“ dadurch gewonnen habe, und diejenigen unter ihnen, die auch den Text im portugiesischen Original parallel zu der Übersetzung lesen konnten, waren mit mir der Meinung, die positiven Charakteristika Herculanos hätten darunter nicht gelitten, und die Übersetzung habe gegenüber dem Original den Vorzug größerer Klarheit. Ich

hoffe, daß mir solches auch mit diesem Band gelungen sein möge.

Da sich im Jahre 2010 der zweihundertste Geburtstag Herculanos ereignet, der in Deutschland leider noch immer ein unbeschriebenes Blatt geblieben ist, möchte ich mit diesen Übersetzungen, denen auch noch die Übersetzungen von „O Bobo“ und des „Monge de Cistér“ in den kommenden beiden Jahren folgen sollen, dazu beitragen, die dichterische Palette dieses großen portugiesischen Dichters dem deutschsprachigen Publikum etwas näherzubringen; seine historischen Werke mögen dann anderen Übersetzern vorbehalten bleiben.

Meinen großen Dank schulde ich wiederum meiner Frau, Anita, die mich auch bei diesem Buch vor allem dann durch Ermunterung bei der Stange gehalten hat, wenn sehr diffizile Passagen sich hartnäckig einer (lesbaren) Übertragung ins Deutsche widersetzen. Auch meinem Schwiegervater, Herrn B. Th. Hoffmann, gebührt mein Dank und meine große Anerkennung; denn er steuerte, trotz seiner nunmehr sechsundachtzig Jahre, neben Korrekturvorschlägen auch noch unermüdlich die vielen Illustrationen bei, die die Geschichten auflockern und bereichern. Den Lesern dieses Buches wünsche ich viel Vergnügen. Über Reaktionen (Kritik, Lob, Verbesserungsvorschläge) würde ich mich freuen. Meine Internet-Adresse steht weiter vorn.

Berlin, im Dezember 2006

DIE DAME ZIEGENFUß

Ballade eines Spielmannes

XI. Jahrhundert

Erster Gesang

1

Ihr, die Ihr nicht an Hexen glaubt noch an verdammte Seelen und auch nicht an die Bosheiten des Teufels, setzt Euch hier um den Kamin, ganz nahe zu mir her, und ich werde Euch die Geschichte von D. Diogo Lopes¹, dem Herrn von Biscaya erzählen.

Und sagt mir zum Ende nicht: „Das kann nicht sein“.

Denn wie könnte ich mir solcherlei Dinge ausdenken? Wenn ich sie berichte, dann deshalb, weil ich sie in einem uralten Buche gelesen habe. Und der Autor des alten Buches hat sie ebenfalls irgendwo gelesen oder von irgendeinem Bänkelsänger in seinen Liedern besungen gehört, was auf das Gleiche hinausläuft.

Dies ist eine verehrungswürdige Tradition; und wer den Traditionen keinen Glauben schenken mag, der kommt in eine Lage, in der er dafür zu bezahlen hat.

Ich schwöre Euch, daß Ihr zehnmal ungläubiger wäret als Skt. Thomas, bevor er der große Heilige wurde, wenn Ihr diese äußerst wahrhaftige Geschichte in Abrede stelltet. Und ich weiß nicht, ob ich in der Stimmung wäre, Euch zu verzeihen, so wie Christus ihm verziehen hat.

Also seid schön still; denn ich werde beginnen.

2

D. Diogo Lopes war ein unermüdlicher Jäger im Gebirge: der Schnee in den Bergen im Winter, die glühende Hitze der sommerlichen Sonne, die Nächte oder das Grauen des Morgens, darüber lachte er nur.

Am frühen Morgen eines heiteren Tages befand sich D.

Diogo in seinem Jagdrevier auf einem bewaldeten und rauhen Berg und wartete auf ein Wildschwein, das, von den Treibern gehetzt, auf dieser Anhöhe aus dem Walde hervorbrechen sollte.

Zu seiner Verwunderung vernahm er gerade nun in einiger Entfernung einen wunderschönen Gesang.

Er richtete seinen Blick auf einen gegenüber gelegenen Felsengipfel; auf ihm saß eine entzückende Dame, die das Liedchen trällerte.

Das Schwein bleibt dieses Mal frei und ungeschoren; denn D. Diogo eilt nicht, er fliegt dem Felsenklipp entgegen.

„Wer seid Ihr, so bezaubernde Dame; wer seid Ihr, die Ihr mich sofort in Banne schluget?“.

„Ich bin von ebenso vornehmer Herkunft wie Du; denn auch ich bin, wie Du, Herr von Biscaya, ein Sproß aus königlichem Geblüt“.

„Wenn Ihr schon wißt, wer ich bin, biete ich Euch meine Hand und mit ihr meine Ländereien und Lehensleute“.

„Behalte Deine Ländereien, D. Diogo Lopes, denn sie sind für die Durchführung Deiner Jagden, für den Sport und das Vergnügen eines so gewandten Ritters, wie Du einer bist, schon jetzt nicht weitläufig genug. Behalte auch Deine Lehensleute, Herr von Biscaya, denn nur gering ist ihre Zahl, wenn sie Dir als Treiber bei der Jagd dienen müssen“.

„Welche Mitgift, schöne Frau, kann ich Euch dann anbieten, die Eurer und meiner würdig wäre; denn: wenn Eure Schönheit als göttlich zu bezeichnen ist, so bin ich in ganz Hispanien doch der reichste Grande?“.

„Wohlhabender Grande, wohlhabender Grande, was ich von Dir als Mitgift annehmen würde, ist etwas ohne großen Wert; aber dennoch glaube ich nicht, daß Du es mir gewähren würdest, weil es sich um ein Legat Deiner Mutter handelt, der reichen Fürstin von Biscaya“.

„Und wenn ich Dich mehr liebte als meine Mutter, warum sollte ich Dir dann nicht eine ihrer zahlreichen

Hinterlassenschaften abtreten?“.

„Wohlan, wenn Du mich immer an Deiner Seite haben möchtest, dann schwöre nicht, daß Du das einhalten willst, was Du mir zusagen wirst, sondern gib mir einfach Dein Wort darauf“.

„Bei der Treue eines Ritters: ich gebe Dir nicht nur ein Wort sondern tausende darauf“.

„Dann wisse, daß Du etwas vergessen mußt, das die gute Fürstin Dich als Kind lehrte, und woran sie Dich noch auf dem Sterbebett erinnerte, wenn ich die Deine werden soll“.

„Was denn, was denn, edles Fräulein?“, fiel der Ritter mit blitzenden Augen ein, „dem Maurenpack niemals eine Waffenruhe zu gewähren und den Hunden von Mohammedanern nie zu vergeben? Ich bin ein guter Christ.

Weh Dir und mir, wenn Du dieser verfluchten Rasse angehörtest!“.

„Das ist es nicht, Herr Ritter“, unterbrach ihn das Edelfräulein lachend. „Das, was ich Dich zu vergessen bitte, ist das Zeichen des Kreuzes; und das, was Du mir versprechen sollst, ist, Dich niemals wieder zu bekreuzigen“.

„Das ist nun aber eine andere Sache“, antwortete D. Diogo, der bei seinen Vergnügungen und Ausschweifungen den Weg des Himmels aus den Augen verloren hatte.

Und er fing an, ein wenig darüber zu grübeln.

Während er so rasonierte, sprach er zu sich selbst: „Wozu ist das Schlagen des Kreuzes überhaupt gut? Ich bringe zusätzlich zweihundert Mohren um und schenke dem Heiligen Jakob eines meiner Güter. Ein Geschenk für den Apostel und zweihundert Köpfe dieser Hunde von Mohammedanern wiegen wohl gut eine schwere Sünde auf“.

Und als er die Augen wieder zu der Dame erhob, die ihm zärtlich zulächelte, rief er aus: „So sei es also: es ist abgemacht, bei sechshundert Teufeln“.

Und er ritt mit der Dame in den Armen auf dem Maulesel davon, auf den er wieder aufgestiegen war.

Erst als er des nachts in seinem Schloß die unbekleideten Formen der anmutigen Dame genauer betrachten konnte, bemerkte er, daß sie gespaltene Füße aufwies, wie die Hufe einer Ziege.

3

Bestimmt wird jetzt jemand einwerfen: „Es war sicherlich der Teufel, der ins Haus von D. Diogo Lopes eingezogen ist“. Als ob der dort nicht hingehen würde! Doch wisset, daß es nicht so war.

Über Jahre hinweg lebten die Dame und der Ritter in gutem Frieden einvernehmlich miteinander. Zwei lebende Beweise gab es hierfür: Inigo Guerra und Dona Sol, die beide das Glück und die Wonne ihres Vaters waren.

An einem späten Nachmittag kehrte D. Diogo von seiner Jagd zurück: er brachte ein Wildschwein mit sich, ein sehr großes Wildschwein. Der Tisch war gedeckt. Er ließ es in den Raum bringen, in dem er zu essen pflegte, um sich an der vortrefflichen Beute zu ergötzen, die er erjagt hatte.

Sein Sohn setzte sich zu ihm, Dona Sol zu ihrer Mutter; und fröhlich begannen sie ihr Abendmahl.

„Eine gute Jagd, D. Diogo“, sagte seine Frau, „es war eine gute und blitzsaubere Jagd“.

„Bei den Eingeweiden von Judas!“, antwortete der Edelmann. „Seit gut fünf Jahren habe ich keinen Bären und kein Wildschwein erlegt, das diesem gleichkäme!“.

Dann befüllte er seinen sehr kostbaren und erlesen verarbeiteten silbernen Pokal mit Wein und stürzte seinen Inhalt in einem Zuge zum Wohle aller Edelleute hinunter, die in der Bergwelt wohnten und der Jagd nachgingen.

Und auf solche Weise zog sich das Abendmahl mit Essen und Trinken hin bis in die späten Nachtstunden.

4

Nun müßt Ihr wissen, daß der Herr von Biscaya einen Bullenbeißer besaß, den er sehr liebte; dieser war rabiāt, wenn er dem Wild gegenüberstand, aber sanft zu seinem Herrn und sogar zu den Dienern des Hauses.

Die edle Frau D. Diogos besaß ihrerseits eine Vorsteherhündin, die schwarz wie Pech war und so schlau und leichtfüßig, daß man keine weiteren Worte darüber verlieren mußte; auch sie wurde von ihrer Herrin nicht weniger geschätzt.

Der Bullenbeißer ruhte schwer auf dem Boden, D. Diogo Lopes gegenüber, ließ die großen Ohren hängen und hatte die Augen wie zu einem Schläfchen halb geschlossen.

Die schwarze Vorsteherhündin rannte lebhaft und unruhig durch den Raum und sprang herum wie ein Teufelchen; das glatte und weiche Fell glänzte mit einem rötlichen Widerschein auf.

Nachdem der Edelmann den Jägern der Berge einen Trinkspruch *urbi et orbi* ausgebracht hatte, erschöpfte er ein langes *Kyrie* an speziellen Toasts, und zu jedem erwähnten Namen trank er einen Becher bis zur Neige aus.

Er verhielt sich, wie es sich einem berühmten Granden geziemte, der in diesem Leben nichts anderes mehr zu erledigen hatte als zu schlafen, zu trinken, zu essen und zu jagen.

Und der Bullenbeißer nickte dazu mit dem Kopf wie ein alter Abt in seinem Chorgestühl, und die Vorsteherhündin sprang lebhaft herum.

Der Herr von Biscaya ergriff nun ein Stück Bein, an dem sich noch Fleisch und Mark befanden, und als er es dem Bullenbeißer zuwarf, rief er ihm zu: „Da nimm, Silvan, denn Du hast ein mühevolleres Leben; der Teufel hole die Vorsteherhündin, die zu nichts anderem taugt, als herumzurennen und sich zu wälzen“.

Der Riesenhund öffnete die Augen, knurrte, stellte seine Pfote auf den Knochen, und als er sein Maul öffnete, zeigte

er seine rasiermesserscharfen Zähne. Es war wie ein freches Lachen.

Aber gleich danach heulte er auf und fiel um, während er noch halbtot mit den Beinen zappelte: die Vorsteherhündin war ihm mit einem Satz an die Kehle gegangen, und der Bullenbeißer lag im Sterben.

„Beim Barte von D. From, meinem Urgroßvater!“, stieß D. Diogo hervor, der sich zitternd vor Zorn und wankend vom Weine aufrichtete. „Die verfluchte Hündin hat mir den besten Bullenbeißer meiner Meute umgebracht; aber ich schwöre, ihr die Haut bei lebendigem Leibe abzuziehen“.

Und während er mit dem Fuß den sterbenden Hund umdrehte, betrachtete er die erheblichen Wunden des edlen Tieres, das sein Leben aushauchte.

„Bei meiner Treu, solches sah ich nie! Gelobte Jungfrau, hier gehen Dinge vor, bei denen Beelzebub seine Hand im Spiele hat“. Und während er dieses sagte und tat, segnete und bekreuzigte er sich.

„Aua!“, schrie seine Frau, als ob man sie verbrannt hätte.

Der Edelmann betrachtete sie: er sah ihre funkensprühenden Augen, die geschwärzten Wangen, den verzerrten Mund und die gesträubten Haare.

Und sie begann, sich zu erheben, in die Luft emporzusteigen, wobei sie die arme D. Sol unter ihrem linken Arm eingeklemmt hielt; mit dem rechten langte sie über den Tisch nach ihrem Sohn, D. Inigo von Biscaya.

Und dieser Arm wuchs und verlängerte sich zu dem Armseligen, der es in seiner Angst nicht wagte, sich zu rühren oder zu sprechen.

Die Hand der Dame war schwarz und glänzend wie das Fell der Vorsteherhündin, und ihre Nägel waren auf eine gute halbe Handbreit angewachsen und krümmten sich nun krallenartig.

„Jesus, heiliger Name Gottes!“, brüllte jetzt D. Diogo, bei dem das Entsetzen die Nebel des Weines zerstreut hatte. Und während er seinen Sohn mit seiner linken Hand

festklammerte, schlug er mit der rechten ein ums andere Mal das Zeichen des Kreuzes.

1 Das „D.“ steht im Portugiesischen für Dom (=Herr) und wird bei herausragenden Personen verwendet.



Die Dame Ziegenfuß entflieht mit ihrer Tochter

Darauf ließ seine Frau ein großes Wehgeschrei vernehmen; sie ließ den Arm Inigo Guerras fahren, den sie schon ergriffen hatte, und indem sie sich weiter emporhob, verließ sie den Raum durch ein großes Fenster, wobei sie die arg weinende kleine Tochter mit sich nahm.

Von diesem Tage an konnte man weder über die Mutter noch über die Tochter weiteres in Erfahrung bringen.

Die schwarze Vorsteherhündin verschwand mit solcher List, daß niemand aus dem Schloß sie je wiedererblickte.

D. Diogo Lopes lebte nun lange Zeit traurig und verdrossen, weil er sich nicht mehr auf die Jagd zu gehen getraute. Eines Tages fiel ihm jedoch ein, seine Traurigkeit zu zerstreuen, indem er sich zur Jagd auf die Mauren aufmachte, statt auf Wildschweine, Bären und Bergziegen zur Jagd zu gehen.

Er befahl daher, sein Banner einzuholen, den Kessel² zu entrostern und zu polieren und probierte seinen Harnisch an. Er übergab die Herrschaft über seine Burgen an Inigo Guerra, der bereits ein Jüngling und Ritter war, und brach mit einem prächtigen Gefolge bewaffneter Männer auf, sich mit der Streitmacht des Königs Ramiro zu vereinigen, der gerade einen Feldzug gegen das Maurentum in Hispanien begann.

Lange Zeit gab es von ihm in Biscaya weder Neuigkeiten noch Kuriere.

² Diese Granden wurden auch *Herren des Banners und des Kessels* genannt; sie folgten den Königen in die Schlachten mit eigenen Lehensleuten, die sie auf eigene Kosten ausrüsteten und gepflegten.

Zweiter Gesang

1

Es geschah eines Tages bei Einbruch der Nacht: D. Inigo saß zu Tisch, konnte aber nichts essen, weil eine große Verzweiflung ihm das Herz verengte. Ein sehr verwöhnter und ihm nahestehender Page, der vor ihm stehend auf seine Befehle wartete, sprach darauf zu ihm:

„Herr, warum eßt Ihr nicht?“.

„Wie soll ich essen, Brearte, wenn mein Herr und Vater, D. Diogo, von den Mauren gefangengenommen wurde, wie die Briefe berichten, die gerade von ihm eintrafen?“.

„Aber das Lösegeld für ihn zu beschaffen, ist für Euch doch keine Unmöglichkeit: Ihr verfügt in Eurem Heerbann von Biscaya über zehntausend Fußsoldaten und tausend Reiter; laßt uns in das Maurenland einfallen: die von uns Gefangengenommenen mögen das Lösegeld für Euren Vater aufbringen“.

„Der kriecherische König von León hat mit den Hunden von Toledo Frieden geschlossen, und diese sind es, die meinem Vater auflauerten und ihn gefangennahmen. Die Grafen und Potentaten des verräterischen und gemeinen Königs würden dem mutigen Heer von Biscaya den Durchmarsch nicht gestatten“.

„Wollt Ihr einen Rat, Herr, der Euch noch nicht einmal einen Heller kosten wird?“.

„Sprich schon, Brearte“.

„Warum geht Ihr nicht in die Berge und sucht Eure Mutter? So wie ich es von den Alten erzählen höre, ist sie eine mächtige Fee“.

„Was sagst Du da, Brearte? Du weißt, wer meine Mutter ist, und welcher Gattung der Feen sie angehört?“.

„Wundersame Geschichten habe ich darüber vernommen, was sich in einer gewissen Nacht in diesem Schloß ereignet hat; Ihr wart noch klein, und ich selbst war noch gar nicht vorhanden. Die Hintergründe dieser Geschichten, die kennt jedenfalls nur Gott“.

„Dann werde ich sie Dir jetzt erzählen. Rücke etwas näher zu mir heran, Brearte“.

Der Page blickte fast unwillkürlich um sich herum und näherte sich seinem Herrn: der Gehorsam und, mehr noch, die Schauer der Furcht veranlaßten ihn, näher heranzurücken.

„Siehst Du jenes verrammelte Fenster, Brearte? Dort hinaus ist meine Mutter damals entwichen. Ich wette, daß man Dir das Wie und Weshalb schon berichtet hat?“.

„Ja, Herr! Und sie nahm Eure Schwester mit sich...“.

„Gib Antwort nur auf das, was ich Dich frage! Ich weiß es doch. Jetzt schweige“.

Der Page heftete vor Scham seine Augen auf den Boden; denn er war demütig und von guter Gesinnung.

2

Also begann der Ritter mit seiner Schilderung:

„Seit jenem verfluchten Tag begann mein Vater zu grübeln: er grübelte und demütigte sich, indem er alle alten Jäger in den Bergen aufsuchte und befragte, ob sie sich vielleicht daran erinnerten, in ihren aktiven Zeiten als Jäger inmitten der Dickichte auf irgendwelche Gespenster oder Hexen gestoßen zu sein. Da erzählte man ihm eine nicht enden wollende Anzahl von Geschichten über Hexen und verdammte Seelen!

Schon seit vielen Jahren war mein Herr Vater nicht zur Beichte gegangen; es waren auch schon einige vergangen, seitdem er verwitwet war, ohne eigentlich ein Witwer zu sein.

An einem gewissen Sonntagmorgen begann der Tag heiter, als ob es Ostern wäre; aber mein Herr, D. Diogo, erwachte wie gewöhnlich übellaunig und traurig.

Die Glocken des Klosters dort unten im Tale erklangen so herrlich, daß der Himmel offenzustehen schien. Er begann, ihrem Geläut zu lauschen, und empfand eine Sehnsucht, die ihn zum Weinen brachte.

„Ich werde den Abt aufsuchen“, dachte er bei sich selbst; „ich möchte die Beichte ablegen. Wer weiß, ob diese Traurigkeit nicht auch noch eine Versuchung des Satans ist?“.

Der Abt war ein Alterchen, ein Heiliger, so heilig, wie einer nur sein konnte.

Bei ihm also legte mein Vater die Beichte ab. Nachdem er *mea culpa* gesagt hatte, berichtete er ihm Punkt für Punkt die Geschichte seiner Verlobung.

„Oh weh, mein Sohn!“, rief der Frater aus, „Du hast die Ehe mit einer verdamnten Seele geführt!“.

„Ob es eine verdamnte Seele war, weiß ich nicht“, entgegnete D. Diogo, „aber mit dem Teufel ist es wohl zugegangen“.

„Es war eine gepeinigte Seele, das versichere ich Dir, mein Sohn“, widersprach der Abt. „Ich kenne die Geschichte dieser Frau aus den Bergen. Sie steht seit mehr als hundert Jahren auf der letzten Seite eines gotischen Kanons über das Leben der Heiligen, das unserem Kloster gehört. Daß Verzweiflungsanfälle Dein Herz bedrängen, versetzt mich nicht in Erstaunen. Mehr als nur Angst und Verzweiflung pflegt arme Exkommunizierte von innen zu verzehren“.

„So bin ich also exkommuniziert?“.

„Vom Kopf bis zu den Füßen, innerlich und äußerlich; da gibt es nichts herumzudeuteln“.

Hierauf weinte mein Vater zum ersten Mal in seinem Leben, und die Tränen rannen ihm am Bart hinab.

Der gütige Abt versuchte, ihm wie einem Kinde Mut zuzusprechen; er tröstete ihn in seinem Unglück. Danach

erzählte er ihm die Geschichte der Dame vom Berge, die meine Mutter ist...Gott stehe mir bei!

Und er gab ihm zur Buße auf, ebensoviele Jahre, wie er in Sünde gelebt hatte, gegen die sarazenischen Hunde in den Krieg zu ziehen und so viele von ihnen umzubringen wie Tage in diesen Jahren verstrichen waren. In die Rechnung seien die Freitage allerdings nicht miteinzubeziehen, die Tage des Gedenkens an die Passion Christi, an denen es einer Respektlosigkeit gleichkäme, den gemeinen Abschaum der Agarener zu bekämpfen, was in dieser Welt als eine sehr unanständige und überflüssige Sache angesehen würde.

Die Geschichte der schönen Dame vom Berg, wie sie auf der letzten Seite der Heiligengeschichte verzeichnet war, lautete, den Erinnerungen des Abtes zufolge, von Anfang bis zum Ende folgendermaßen.

3

In der Ära der gotischen Könige – gute Zeiten waren diese! – gab es in Biscaya einen Grafen, der der Herr einer auf unzugänglichen Felsen erbauten Burg war, die an den Hängen und Schluchten von üppigen Korkeichenwäldern umgeben war. In diesen Wäldern gab es alle Arten von Jagdwild, und Argimiro der Schwarze (so wurde dieser Grande genannt) liebte, wie alle edlen Herren Hispaniens, vor allem drei gute Dinge, die hoch auf der Liste seiner leiblichen Begehrlichkeit standen: den Krieg, den Wein und die Frauen; mehr noch als all dies liebte er aber zu jagen.

Eine bezaubernde Frau nannte er sein Eigen, die schöne Gräfin; was den Wein anbetraf, so gab es keinen besseren Keller als den seinen; und auch das Jagdwild war in seinen Wäldern niemals knapp.

Als sein Vater, der ein Leben als herumstreifender Jäger geführt hatte, auf dem Sterbebette lag, rief er ihn zu sich und sagte:

„Du mußt mir etwas schwören, das Dich nichts kosten wird“.

Argimiro schwor zu tun, was sein Vater und Herr ihm auftragen würde.

„Du sollst nämlich niemals ein Wild in seinem Bau töten, wenn es Junge hat, gleichgültig, ob es sich nun um eine Bärin, eine Wildsau oder eine Hirschkuh handelt.

Wenn Du so handelst, Argimiro, wird in Deinen Wäldern und Gehegen das Wild niemals ausgehen, an dem Du die edelste Beschäftigung eines Adligen ausüben kannst. Wenn Du außerdem wüßtest, was mir eines Tages widerfahren ist... Höre mir gut zu, denn es war ein schrecklicher Vorfall...“.

Der Alte konnte es nicht zu Ende bringen, weil der Tod in diesem Augenblick mit seinen Krallen nach ihm griff.

Er murmelte noch einige stockende Wörter, verdrehte die Augen und starb. Gott sei seiner Seele gnädig!

Danach vergingen Jahre: an einem gewissen Tage kam ein Bote des Königs Wamba zur Burg des jugendlichen Grafen. Der König rief ihn nach Toledo, damit er ihn mit seinem Gefolge gegen den Aufständischen Paulo unterstütze. Auch die anderen Adligen aus der Umgebung wurden, wie er, zum Kriegsdienst einberufen.

Bevor sie jedoch aufbrachen, versammelten sich alle in der Burg Argimiros, um an einer großen Jagd teilzunehmen, bei der über hundert Bullenbeißer, Spür- und Hasenhunde neben fünfzig Jägern und zahllosen Treibern beteiligt waren. Es war eine prächtige Jagdgesellschaft.

Sie brachen beim Morgengrauen auf, durchritten Täler und Berge, schlugen sich durch Gebüsch und Wald. Es war jedoch bereits Mittag, und immer noch hatten sie weder ein Wildschwein, noch einen Bären, eine Bergziege oder einen Hirsch aufgestöbert. Die Reiter fluchten vor Grimm, stießen Verwünschungen aus und rupften sich die Bärte.

Argimiro, der die verborgensten Stellen des Dickichts aus langer Erfahrung kannte, verspürte tief in sich die

Versuchung des Teufels.

„Meine Gäste“, so dachte er, „sollen nicht aufbrechen, ohne einige Krüge Wein zu einem oder zwei Stücken erlegten Wildes zu trinken. Das schwöre ich bei der Seele meines Vaters“.

Und er entfernte sich in Begleitung einiger Jagdhüter mit seiner Hundemeute von der Jagdgesellschaft, ritt und ritt, bis er ein Tal erreichte, in das er hinabschwenkte.

Das Tal war dunkel und freudlos; ein kalter und verwunschener Bach floß in der Mitte hindurch. Seine Ufer waren von schroffen Felsen überstanden, in denen sich zahlreiche Schluchten öffneten.

Argimiro erreichte die erste Biegung des Flusses; er hielt an, blickte sich um und fand, was er gesucht hatte. Eine Höhle öffnete sich an dem steilen Hang, deren Zugang bis zu dem schmalen Pfad am Flußufer herabreichte, auf dem der Reiter gekommen war. Argimiro betrat den Eingang der Höhle, und auf ein zustimmendes Zeichen von ihm traten auch die Jagdhüter, Treiber, Bullenbeißer, Spür- und Hasenhunde ein, die einen großen Lärm verursachten.

Es war der Bau einer Wildeselin; das Wildtier gab einen klagenden Laut von sich, und als es seine Jungen verließ, streckte es sich auf dem Boden aus und senkte wie flehend den Kopf.

„Auf sie“, schrie Argimiro, aber er wendete sein Gesicht dabei ab.

Die Meute fiel das arme Tier an, das einen erneuten Klagelaut von sich gab und dann blutüberströmt liegenblieb.

Eine Stimme erklang nun in den Ohren des Grafen, die sagte: „Verwaist sind die Jungen der Wildeselin; Du aber sollst ihretwegen entehrt sein“.

„Wer wagt es hier, Prophezeiungen auszusprechen?“, schrie der Grande, der seinen Jagdhütern zornige Blicke zuwarf. Sie verharrten schweigsam, aber alle waren sie bleich im Gesicht.



Im Bau der Wildeselin

Argimiro überlegte einen Augenblick; als er dann den Bau verließ, murmelte er: „Nun denn, mit tausend Teufeln!“.

Und unter fröhlichen Hornstößen und zu dem Gebell der Hundemeute ließ er die Beute, die er erlegt hatte, auf die Burg schaffen.³

Als er seinen Jagdfalken auf den Fäustling setzte, befahl er den Jagdhütern, den edlen Jägern zu bestellen, sie mögen in zwei Stunden umkehren, weil sie in seiner Burg eine gut zubereitete Mahlzeit vorfinden würden.

Dann machte er sich, von der Falknern gefolgt, zu seinem Herrenhaus auf den Weg, wobei er seine Jagd- und Gerfalken auf Beute ausschickte und auch noch Geflügel zur Strecke hinzufügte, das in jenen Bergen sehr zahlreich vorhanden war.

4

Die Glocke des Bergfrieds in der Burg des Grafen Argimiro ließ ihr Totengeläut erschallen: sie läutete zu Ehren der schönen Gräfin, die ihr hochgeborener Ehemann umgebracht hatte.

Eine mit Trauertüchern ausgeschlagene Bahre bringt sie zur Bestattung ins benachbarte Kloster: Mönche schreiten hinter der Bahre und psalmodieren die Totengebete.

Hinter den Mönchen geht der Edelmann, der in einem groben Leinenkleid steckt, das ein Seil umgürtet; und er reißt sich die bloßen Füße an den Dornbüschen und Steinen auf.

Weshalb tötete er seine Frau, und warum lief er barfuß einher?

Es folgt, was hierüber die Legende berichtet, die auf der letzten Seite der Heiligengeschichte aufgezeichnet wurde.

5

Zwei Jahre lang währten die Kriege des Königs Wamba: es waren Kämpfe, über die Vieles zu berichten wäre.

An ihnen war der Edelmann mit seinen *Buccellari*⁴ beteiligt, denn so wurden damals Abhängige und Reisige genannt. Er vollbrachte aufsehenerregende Heldentaten und Husarenstücke; aber er kam mit Narben übersät aus den Kämpfen zurück, und seine tapfere Gefolgschaft wurde auf den Feldern der Schlachten erschöpft und aufgerieben.

Als er die Gegend von Toledo nach Biscaya durchquerte, folgte ihm nur ein einziger vertrauter Schildknappe. Dieser war betagt, weißhaarig und voller Runzeln, weniger des Alters als der Leiden und erduldeten Mühen wegen.

Er reiste traurig und mit grimmigem Gesicht; denn von seiner Burg waren ihm Nachrichten überbracht worden, die ihn bekümmerten und wütend machten.

Und während er tags und nachts über Berge und durch Heiden, durch Wälder und Gärten ritt, überlegte er sich, auf welche Weise er herausfinden könnte, ob diese Unglücksbotschaften falsch oder wahrhaftig seien.

6

Im Herrenhaus des Grafen Argimiro legte auch ein Jahr nach dessen Abreise alles noch Zeugnis ab über den Kummer und die Sehnsucht der Gräfin: die Säle waren schwarz ausgeschlagen; schwarz war auch ihre Kleidung; in den Innenhöfen des Herrensitzes waren die Gräser derartig hochgewuchert, daß man sie mähen mußte; der Sonnenschutz und die Sichtblenden der Fenster waren nicht wieder geöffnet worden; Gesänge von Dienern und Dienerinnen waren ebensowenig zu hören gewesen wie die Klänge von Psaltern und Harfen.

Aber mit dem Ablauf des zweiten Jahres schien alles verändert: die Wandbehänge leuchteten silbern und in

prächtigen Farben, weiß und rot die Gewänder der schönen Gräfin; durch die Fenster hallte der Lärm der Musik und Festbankette, und der Herrensitz Argimiro erstrahlte innen wie außen in neuer Pracht.

Ein früherer Vogt des edlen Grafen hatte ihn von diesen Veränderungen in Kenntnis gesetzt. Es bekümmerten ihn so zahlreiche Vergnügungen und Belustigungen; was er sah, und was er tratschen hörte, ließ ihn um die Ehre seines Herren Besorgnis empfinden.

Und so hatte sich alles zugetragen:

7

Weit von der Grafschaft des erlauchten Herrn Argimiro des Schwarzen entfernt, lebte in Richtung von Galizien ein edler *Gardigg* - man könnte ihn auch als Edelmann bezeichnen - ein Kavalier und Jüngling namens Astrigildo Alvo [*der Blonde*].

Er war fünfundzwanzig Jahre jung, und seine nächtlichen Träume handelten stets von bezaubernden Damen; sie waren voll von Liebe und Wonne, aber sie lösten sich bei Anbruch des Morgens allesamt in Nichts auf; denn wenn er sich auf dem Lande umschaute, fand er nur von der Sonne und dem Schnee gebräunte Schäferinnen vor oder die grobschlächtigen Dienerinnen seines eigenen Haushalts.

Von diesen hatte er die Nase gestrichen voll. Mehr als fünf von ihnen hatte er mit Worten betört; mehr als zehn mit Gold gefügig gemacht; mehr als zehn weitere hatte er, als der edle Herr, der er war, brutal vergewaltigt.

Mit fünfundzwanzig Jahren waren in dem Buch der göttlichen Gerechtigkeit schon mehr als fünfundzwanzig Schandtaten für ihn vermerkt.

Eines Nachts träumte Astrigildo, daß er auf einem Wildesel sitzend mit der Schnelligkeit des Windes über Berge und Täler eilte und nach einem langen Ritt in tiefster

Nacht an einem Herrensitz einträfe, in dem er um Unterkunft bäte. Hier empfing ihn eine anmutige Dame; und bereits nach wenigen Augenblicken hatte sich der eine Hals über Kopf in den anderen verliebt.

Er erwachte beunruhigt, und während des ganzen Tages dachte er an nichts anderes als an die anmutige Dame, die er bei Tagesanbruch in jenem Traum erblickt hatte.

Drei Nächte lang wiederholte sich der Traum; drei Tage lang grübelte der Jüngling darüber nach. Am Nachmittag des dritten, als er sich an die Brüstung eines Altans gelehnt hatte, blickte er traurig zu den Bergketten im Norden, die er am Horizont wie dunkle Wolken erkennen konnte. Die Sonne begann im Westen bereits zu sinken, und immer noch war er in sein melancholisches Grübeln vertieft.

Zufällig wendete er nun den Blick zu dem Platz, der sich unter ihm erstreckte: ein Wildesel lag dort friedlich, als ob er ein zahmes Reittier wäre. Er sah ganz so aus wie derjenige, von dem er geträumt hatte.

Träume, die sich an drei aufeinanderfolgenden Tagen wiederholen, lügen nicht; Astrigildo begab sich eilig zu dem Platz hinab. Ohne die Vor- oder Hinterhand zu rühren, ließ sich der Wildesel zäumen und satteln; sich Gott und dem Zufall anvertrauend, bestieg ihn der Jüngling und stürmte den Abhang hinab.

Alles erfüllte sich genauestens: der Onager rannte nicht, er flog.

Mit dem Einbruch der Nacht begann der Himmel sich zu beziehen; die Dunkelheit gewann an Schwärze und entlud sich mit Wind, Blitzen, Regen und Donnerschlägen.

Der Jüngling verlor die Orientierung; aber der Onager erhöhte die Geschwindigkeit seines Laufs noch weiter und schnaubte heftig. Inmitten der tiefsten Nacht blieb er endlich stehen. Ohne zu wissen, wie ihm geschehen war, fand sich Astrigildo am Grenzzaun eines burgähnlichen Herrensitzes wieder.

Er stieß in sein Horn, das einen langen aber zitterigen Ton von sich gab, weil auch er vor Angst und Kälte zitterte.

Kaum war der Ton verklungen, senkte sich die Zugbrücke, und zahlreiche Pagen kamen ihm entgegen, ihn mit Fackeln zu empfangen, und auch die Räume der Burg erhellten sich.

Denn auch die Gräfin hatte drei Nächte hintereinander geträumt!

.....

8

Die Klepsydra weist auf die Stunde der nächtlichen Sext, und immer noch dauert das Festmahl auf dem Herrensitz des Grafen von Biscaya an; denn die edle Gräfin und der galante Astrigildo ergötzen sich an den Tänzen und Spielen der Freigelassenen und Sklaven, die sich dort im Waffensaal bemühen, sie zu zerstreuen. Aber in einem der ebenerdigen Räume des Herrensitzes steht mit einem Dolch in der Hand und mit gestäubtem Haar ein Mann, dessen Blicke zorn erfüllt sind und der der fernen Melodie zu lauschen scheint.

Ein anderer Mann steht vor ihm, der ihm sagt:

„Noch ist es nicht Zeit, Herr, die große Sünde zu bestrafen. Wenn sie sich zurückziehen, wird jenes Licht verlöschen, das Ihr dort seht. Steigt dann hinauf; Ihr werdet ohne Hindernisse den geheimen Gang zur Kemenate gehen können, die die gleiche ist, in der Ihr die Hochzeitsnacht verbrachtet“.

Und der, der gesprochen hatte, ging hinaus; kurze Zeit später verlösch das Licht, und der Mann mit den starrenden Haaren und den weitaufgerissenen Augen stieg über eine steile und düstere Treppe hinauf.

.....

9

Als Graf Argimiro am frühen Morgen vom Hauptaltan aus den Befehl erteilte, daß die Leiche der Gräfin zu einem Damenstift überführt werde, das er gegründet hatte, um dort für sich und die Angehörigen seines Hauses eine Grabstätte zu haben, und anordnete, daß die Bewaffneten den Leichnam von Astrigildo zu einer Schlucht schleiften, in die sie ihn hinabwerfen sollten, sah er in einer Ecke des Hofes einen Wildesel liegen.

„Einen Onager, der derartig zahm ist, habe ich nie gesehen“, sprach er zu dem Vogt, der in seiner Nähe stand.

„Wie kam dieser Wildesel hierher?“.

Der Vogt wollte ihm gerade antworten, als eine Stimme zu hören war; man könnte fast sagen, daß es die Luft war, die nun sprach.

„Auf ihm kam Astrigildo hierher: er wird ihn auch mit sich fortnehmen. Durch Dich verwaisten die Jungen der Eselin; aber durch die Mitwirkung des Onagers verfielst auch Du, Graf, der Ehrlosigkeit. Du warst roh gegen die armen Wildtiere: Gott hat sie nun gerächt“.

„Erbarmen!“, schrie Argimiro, denn in diesem Augenblick erinnerte er sich wieder an jene verfluchte Jagdpartie.

Unterdessen schleppten die Männer des Grafen den blutigen Leichnam des Jünglings hinaus: kaum erblickte ihn der Onager, sprang er wie ein Löwe mitten unter die Menge, die er in die Flucht schlug, und indem er den Toten mit den Zähnen packte, schleifte er ihn aus der Burg hinaus und stürzte sich mit ihm zusammen in den Abgrund hinab, so, als ob er eine Legion von Teufeln im Leibe hätte.

Aus diesem Grunde also ging der Graf mit einem Seil umgürtet und barfuß hinter den Mönchen und der Bahre einher. Er wollte im Kloster Buße tun, weil er den Schwur, den er seinem Vater geleistet hatte, gebrochen hatte.

Die Seelen der Gräfin und des *Gardigg* stürzten direkt in die Hölle, weil sie das Leben beim Ehebruch verloren hatten, der eine Todsünde ist.